

Der Junge trat mit seinem rechten Fuß in eine tiefe, matschige Pfütze und braunes Wasser spritzte links und rechts von seinem Fuße auf. Er wollte weiterlaufen, aber als er sein Gewicht verlagerte, versank er in der Pfütze und steckte schließlich fest, so dass sich sein rechter Fuß nicht mehr rührte, egal wie kräftig er versuchte, ihn aus der nassen Falle herauszuziehen. Noch einmal, unter Anstrengung aller Kräfte, doch es ging nicht... Plötzlich packte Panik den Jungen, denn er spürte einen Ruck an seinem Fuß und er versank noch weiter in der tiefen Bräune. Er wurde hineingezogen. Der Junge war in der Dunkelheit kaum mehr als ein Schatten, ein dunklerer Fleck inmitten der Schwärze, die ihn umgab. Ein Beobachter hätte sehen können, wie der Schatten mit abgehackten und energischen Bewegungen sich aus seiner prekären Lage zu befreien suchte und wie schließlich sein ganzes Bein versunken war, wie er mit dem anderen kniete, während er weiterhin zog und zeterte. Mit einem wütenden und verzweifelten Aufschrei setzte der Junge noch einmal zu seiner Befreiung an, doch auch das half nichts mehr, seine Kräfte verließen ihn und er sank erschöpft neben der ihn peinigenden Pfütze nieder.

Umschlang ihn. Verschlang ihn. Atmete ihn ein. Im nächsten Moment vermochte auch der beste Beobachter das Opfer, das vom Erdboden verschluckt war, nicht mehr auszumachen. Noch zwei gedämpfte Schreie waren zu hören, dann verlor die Szene ihren Protagonisten.

Bald darauf schreitet der imaginäre Beobachter aus der Dunkelheit, seine Konturen und seine Gestalt stehen im Kontrast zur eintönigen Schwärze des gemalten Bildes, und bleibt unter einem Baum stehen. Es ist ein großer, kräftiger Baum mit wunderschönem Stamm und ebenso schönem Blätterdach, das im Wind frisch rauscht. Der Beobachter denkt wohl nicht darüber nach, was er tut, denn indem er es tut, leugnet er seine eigene Bestimmung und seine Rolle verliert für uns ihre Bedeutung. Er zieht an einer unendlich langen Schnur, deren Ende wenige Zentimeter vor seiner Nase vom Himmel herunter baumelt – durch das Blätterdach des Baumes hindurch und sich um einen Ast schlängelnd – und wird so zum Akteur in dieser Geschichte.

Kaum war die Schnur gespannt, prasselte ein Regenschauer aus den rasch die Szene überfliegenden Wolken herab und spülte die Pfütze weg, Schicht um Schicht, bis sie den vermeintlich Verschluckten preisgab. Der Akteur hing indes, von der Schnur erdrosselt, mit tiefblauem Gesicht einen Meter über dem Erdboden, bis die Schnur sich in den Himmel hinauf auf und davon machte und ihn mit sich zog, dessen Berechtigung zu existieren doch eigentlich von Anfang an nie bestand, was, um ehrlich zu sein, ab der ersten Zeile seine existentielle Bestimmung war.

Der Junge lag in seiner braunen, verschmierten Kleidung in Embryonalstellung dort, wo zuvor noch die Pfütze gewesen war, und spürte nicht mehr wie der Re-

gen auf ihn einschlug, ihm Beulen und Dellen in den Körper hämmerte. Ja, mit solcher Gewalt, dass sein Körper sich zu Matsch verbreite und im Endstadium sich in eine tiefe, matschige Pfütze wandelte – im selben Moment, in dem eine Schnur sich in geringer Entfernung auf einen Baum niederließ, durch sein Blätterdach kroch, sich um einen seiner dicken Äste schlang und endlich unendlich von diesem herabhing, als auch der letzte Regentropfen seine Wolke verließ und auf den durchnässten Erdboden prallte, um die Szene zu komplettieren.

Die Pfütze wird nun ihrerseits nach einem Opfer suchen, das sie aus ihrem dumpfen Elend erlösen wird. Unser verschwommener Blick wird scharf und wir stehen in der Dunkelheit und können unseren schmerzhaft fixierten Blick nicht mehr von der Pfütze wenden, während wir süchtig unsere Handlung herbeisehnen. Dabei wollen wir doch eigentlich nichts mehr als das: Existieren.